

Leser-Echo

*Prof. Dr. Bernhard Casper, Wittnau, zu dem Beitrag von Heinrich Hebler, Das Eisena-
cher Entjudungsinstitut, in: FrRu NF 22 (2015) 24–27:*

Ich verbrachte von 1938–1941/42 meine Kindheit in Eisenach. Die elterliche Wohnung „Am Ofenstein“ lag in unmittelbarer Nähe der „Bornstraße“. Eisenach war damals in einer selbst für ein Kind spürbaren Weise in seiner öffentlichen Atmosphäre hetzerisch antisemitisch bestimmt; z. B. dadurch, dass an einer ganzen Reihe von wichtigen Stellen der Stadt Schaukästen mit dem „Stürmer“ hingen. Umso mutiger war es aber, dass die katholische Gemeinde sich in aller Deutlichkeit dagegen stellte. Der für meine Erinnerung erste Satz, den ich überhaupt im Religionsunterricht hörte, welcher im Keller der beschlagnahmten und aufgelösten katholischen Schule vorerst weiterging, hieß: „Jesus war ein Jude.“ Ich habe ihn noch sehr lebendig in den Ohren, gerade weil ich ihn als Kind in seiner Dringlichkeit, mit der ihn etwa der Kaplan Paul vortrug, nicht ganz verstand. Dieser Satz war in unserem Religionsunterricht geradezu mit dem Glaubensbekenntnis identisch. Der Pfarrer der Gemeinde – Krenzler – kam später für einige Zeit nach Buchenwald.

*Dr. Theo Mechtenberg, Bad Oeynhausen, in einem Brief an Dr. jur. Felix Schikorski zu
dem Bericht „Glückliches Ende eines jahrzehntelangen Bilderstreits“ in: FrRu NF 21
(2014) 311–313:*

Mit Ihrer Reaktion auf meinen Bericht sprechen Sie sich dafür aus, die anstößige Darstellung eines nie geschehenen jüdischen Ritualmords aus der Kathedrale in Sandomierz zu entfernen, statt das Bild, wie geschehen, lediglich mit einer erläuternden Tafel zu versehen. Das wäre in der Tat eine Alternative gewesen, die auch der Jesuitenpater Musial, der vor Jahren den Stein ins Rollen brachte, als zweite Möglichkeit in Erwägung gezogen hat. Dann wäre das Bild in irgendeinem kirchlichen Archiv verschwunden, aber immer noch vorhanden, falls man es nicht gänzlich vernichtet hätte.

Es drängt sich aber die Frage auf, ob dies die bessere Lösung gewesen wäre. Immerhin handelt es sich um ein Zeugnis für den christlichen Antijudaismus, mehr noch, für den kirchlichen Antisemitismus, der den Holocaust zwar nicht herbeigeführt, wohl aber den verhängnisvollen Weg zur Judenvernichtung geebnet hat. Es gibt nicht viele sichtbare Zeugnisse dieser Art, obwohl die Geschichte der Kirche an Belegen für Judenhass und Judenverfolgung reich ist, was der leider zu früh verstorbene P. Musial wiederholt ans Licht gebracht hat. Aber dieses Material musste mühsam aus historischen Quellen erschlossen werden und ist kaum einmal so augenfällig wie in der Bischofskirche in Sandomierz. So steht diese Schuld der Kirche dem Betrachter immer vor Augen und kann nicht der Vergessenheit anheimfallen. Schließlich dienen ja grundsätzlich die Gedenkorte grausamer Verbrechen an den Juden der Erinnerung und bieten eine Gewähr, dass das Vergangene nicht einfach mit der Zeit vergeht. Auch der feierliche liturgische Rahmen, in dem die Anbringung der Tafel vollzogen wurde, zeigt, dass das Bild den Anstoß zu einer Aufarbeitung der

kirchlichen Schuldgeschichte zu geben vermag. Ob nach so langer Zeit eine Wiederaufnahme des damaligen Prozesses sowie eine Rehabilitierung der Opfer, wie Sie es wünschen, überhaupt rechtlich möglich ist, vermag ich nicht zu sagen. Falls Sie als Jurist davon überzeugt sind, wäre es sicher gut, dies bei der Diözese Sandomierz anzuregen.

May-Angele Burke-Boz, Rödermark, zu dem Beitrag „Jude sein und Israeli sein“ von Prof. Kalman Yaron (Jerusalem), in FrRu NF 7 (2000) 111–116:

Mit großem Interesse habe ich den Artikel „Jude sein und Israeli sein“ im Internet gelesen (<http://www.freiburger-rundbrief.de/de/?item=786>). Ich selber beschäftige mich schon seit dreißig Jahren, seit meiner ersten Begegnung mit Israel und den dort lebenden Menschen, mit diesem Thema. Als damals sehr junger Mensch habe ich zuallererst die Menschen wahrgenommen. Dass sie überwiegend Menschen mit israelischer Staatsangehörigkeit waren, war mir natürlich bewusst. Die Religion, in die der jeweilige Mensch, mit dem ich zu tun hatte, hineingeboren wurde, war für mich erst einmal zweitrangig.

Heute bin ich der Meinung, dass es einen himmelweiten Unterschied gibt zu den Begriffen *Religion* und *Glaube*. Mein persönlich gelebter Glaube ist etwas sehr Persönliches und Individuelles. Gott sei Dank ist der Schutz des Glaubens in unserem Grundgesetz verankert! Wenn ein anderer Mensch dann zu mir sagt, du handelst christlich, freut mich das. Ich selber trage kein Schild vor mir her: Ich bin Christ. Das käme mir wie ein Etikett vor. Genauso sehe ich das mit dem Jüdisch-Sein. Ein Mensch kann doch seinen jüdischen Glauben leben, solange er das Glaubensleben eines anderen Menschen nicht in dessen Freiheit einschränkt oder bedroht. Der Begriff *Glaube* ist für mich lebendig, der Begriff *Religion* dagegen statisch wie eine Schublade, in die Menschen sich gegenseitig hineinstecken wollen.

In Israel sind mir Menschen begegnet mit ganz unterschiedlichen und individuellen Lebensweisen, die mich zutiefst beeindruckt haben. Manchmal habe ich lebendig gelebtes jüdisches Dasein erlebt, manchmal nicht. Für mich sind die Lebendigkeit und die Liebe, mit der Glaube gelebt wird, immer wichtiger als die Religion – als Etikett –, der der Andere angehört. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, es gibt viele Israelis, die ein orthodoxes Jüdisch-Sein für sich nicht leben möchten, die sich aber sehr wohl ein lebendiges jüdisches Dasein vorstellen können und dieses auch frei und lebendig leben. (Anm. d. Red.: Die Schreiberin hat sich auch für den Beitrag von Israel Yaoz, *Die Identität des Judentums und der Staat Israel. Israel als Teil jüdischer Identität*, in: FrRu 21 [2014] 280–284, interessiert.)

Dr. Christian Stäblein, Konventual-Studiendirektor des Predigerseminars der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers im Kloster Loccum, Rebburg-Loccum, schreibt:

Ihre Zeitschrift ist gut, Inhalt und Anliegen ungeheuer wichtig.

Avital Ben-Chorin, Jerusalem, dankt und schreibt zu FrRu NF Heft 1/2015 :

Der Freiburger Rundbrief wird immer besser!